

„Kein Sterbenswörtchen“ – Vom Schutz und Schatten des Schweigens¹

Christoph Hutter

Seit Jahren bricht sich eine Flut von Veröffentlichungen ihre Bahn, in der ungefähr 30-60-jährige Menschen über ihre Familiengeschichte in der NS-Zeit berichten. Bücher und Artikel erscheinen, im Internet entstehen Seiten mit eindrucksvollen Rekonstruktionen des damaligen Zeitgeschehens. Forschungsgruppen nehmen sich des Themas an, organisieren Gespräche mit den letzten Zeitzeugen und dokumentieren teilweise höchst intimes Material, das tiefen Einblick in deutsche Familienalben gewährt. Das Bedürfnis zu fragen, zu reden und zu zeigen hat heute nur deshalb so eine Wucht, weil ihm ein ebenso wuchtiges Schweigen entspricht, das mehr als fünfzig oder sechzig Jahre mit größter Macht aufrechterhalten wurde. „Frag ja nicht!“, „Erzähl kein Sterbenswörtchen!“ oder ähnliche Sätze haben so manche deutsche Nachkriegsbiografie vom ersten Tag an geprägt. Mehr noch, diese Sätze haben die deutschen Nachkriegsgenerationen kollektiv geprägt und bis in die tiefsten Fasern durchdrungen. Aber die Konstellation der Macht und der Bedürfnisse hat sich verändert. Die Kriegsgeneration, die Schweigen und Verdrängen als Überlebensstrategien gewählt und durchgesetzt hat, wird schwächer oder ist bereits verstorben. Und die weniger schuldverstrickten Nachkriegsgenerationen haben heute genug Abstand und allen Grund zurückzuschauen, ihr eigenes Leben zu reflektieren und nie gestellte Fragen endlich zu stellen. Weil aber so umfassend, so penetrant und so gnadenlos geschwiegen wurde, muss sich jeder, der sich heute mit seinem Leben und seiner Familie auseinandersetzt, zuerst einmal oder zumindest auch dem Schweigen in seiner Familie stellen. Ich möchte beim Nachdenken über dieses Schweigen sechs Schritte gehen:

1. Ich beginne mit der Frage nach der **„Feinmechanik“ des Geheimnisses**. Dabei geht es um den Facettenreichtum, der mit dem Phänomen „Geheimnis“ verbunden ist, es geht um die Entstehung von Geheimnissen und um die Frage, warum sie so machtvoll und wann sie destruktiv sind.
2. In einem zweiten Schritt geht es um das **„Deutsche Schweigen“**; es geht um unseren Umgang mit unserem Kriegserbe und um den reißenden Strom des Schweigens, der sich durch ganz Europa zieht.
3. Angesichts dieser massiven Anstrengungen zu verschweigen stellt sich die Frage, warum es dennoch nicht gelungen ist, konsequent und wirksam zu verschweigen. Anders gefragt: **Warum kam trotz des Schweigens so viel** in der nächsten Generation **an**?
4. Das NS-Erbe ist nicht das einzige Thema, das durch Verdrängung gelöst werden soll und gleichzeitig durch Verdrängung nie entschärft werden kann. Aus unserer Vergangenheit zu lernen heißt, für die Themen sensibel zu werden, die heute kaum thematisierbar sind. Deshalb skizziere ich in einem kurzen Exkurs zwei weitere Themen, über die heute gesprochen werden müsste: Den **Preis der Trennung** und die **Sehnsucht nach Herkunft**.
5. Der fünfte Teil beschäftigt sich mit dem Dilemma, dass weder das Schweigen zu brechen, noch es aufrechtzuerhalten eine hundertprozentige Lösung ist. Es gibt einen **Preis des Schweigens**, es gibt aber auch einen **Preis des Sprechens**. Erst wenn wir beides anerkennen, eröffnet sich ein Weg, Menschen mit ihren Geheimnissen gut zu begleiten.

¹ Manuskript zu einem Vortrag am Bayerischen Hospiz- und Palliativtag, am 17.05.2014, in Regensburg

6. Am Ende dieser Überlegungen steht die Frage, **was wir in Praxis tun können und sollen**, wenn Schweigen im Raum steht. Wie können wir eine Haltung finden, mit der wir Schweigen respektieren und ersehnten Worten Raum geben können?

1. Jede Familie hat ihre Geheimnisse

Was ist eigentlich ein Geheimnis?

Es ist gar nicht so einfach, diese Frage zu beantworten, wenn man sich nicht auf eine formalistische Antwort zurückziehen möchte. Natürlich: Ein Geheimnis ist eine Information, die nur einzelnen Menschen bekannt ist und bei der dafür gesorgt wird, dass sie anderen möglichst nicht bekannt wird. Aber erst die Frage nach dem Warum des Schweigens macht deutlich, wie unterschiedlich Geheimnisse sein können und wie unterschiedlich sie sich anfühlen. Dabei gibt es viele Geheimnisse, die höchst konstruktiv, menschenfreundlich und lebensbejahend sind:

- Wenn die Türe zum Weihnachtszimmer verschlossen ist, oder ich nicht sage, welche Karten ich auf der Hand habe, dann ist das Hüten des Geheimnisses notwendig für das Gelingen des **gemeinsamen Spieles**. Es schafft einen spielerischen Rahmen oder steigert die (Vor-)Freude.
- Geheimnis ist auch **Schutz**. Als Bank- oder Briefgeheimnis, als Beichtgeheimnis oder Schweigepflicht professioneller Helfer garantiert das verbiefte und vom Staat oder von Institutionen überwachte Schweigen einen verlässlichen Rahmen, in dem sich die Betroffenen sicher bewegen können.
- In vielen Kultgemeinschaften gibt es ein streng gehütetes Wissen über den Kern des eigenen Glaubens. Die sogenannte **Arkandisziplin** verpflichtet alle Gläubigen, dieses gemeinsame Wissen unbedingt zu schützen. Im antiken Christentum wurde beispielsweise das Glaubensbekenntnis den Taufwilligen erst kurz vor ihrer Taufe offiziell mitgeteilt
- Im Begriff des Sekretariats (von lat.: secretus = geheim; vgl. engl.: secret = geheim) begegnet uns das Wissen, dass an den Schaltstellen einer Institution die völlige Transparenz wenig hilfreich ist und verantwortetes Handeln eines geschützten Raumes bedarf, in dem Entscheidungen diskutiert und abgewogen werden können (im Kirchrecht wird dieser Raum **forum internum** genannt).
- Begibt man sich auf psychologisches Terrain, so steht der Begriff „Geheimnis“ Konstrukten wie „Verdrängung“ und „Unbewusstes“ nahe, mit deren Hilfe die **Abgründigkeit** und prinzipielle Unerschließbarkeit unserer Seele reflektiert wird.

Wenn wir uns auf den Bereich der Familiengeschichten beschränken, so wird das Bild nur wenig übersichtlicher. Einige Szenen aus dem Beratungsalltag mögen als erste Annäherung dienen:

- Eine Frau eröffnet ein Gespräch in der Familienberatung mit dem Satz „Ich möchte dir etwas sagen...“. Dann bricht sie ein Geheimnis und erzählt, dass sie seit Monaten in einen anderen Mann verliebt ist.
- Eltern sitzen im Beratungszimmer und unterhalten sich darüber, wann und wie sie ihrem dreizehnjährigen Sohn, der gerade sehr aggressiv ist, eröffnen sollen, dass er adoptiert ist.
- Die erwachsenen Kinder finden im Nachlass des Vaters eine gut gepflegte SS-Uniform und einen NSDAP-Ausweis und sind darüber tief erschüttert.

Das Spektrum verschwiegener Themen ist breit. Krankheiten, insbesondere psychische Krankheiten von Familienmitgliedern gehören ebenso dazu, wie vorherige Beziehungen, Suizide, außereheliche Affären und uneheliche Kinder bzw. allgemeiner Fragen zur Abstammung, Missbrauch und Gewalt in der Familie, Straftaten, Alkoholismus oder sexuelle Perversionen. Die Liste der potentiellen Geheimnisse ist schier endlos.

Aber auch im familialen Raum gibt es keine eindeutige Bewertung von Geheimnissen. Wenn man sich das Wort „Geheimnis“ genauer ansieht, dann bemerkt man, dass die Wurzel „**Heim**“ enthalten ist. „Geheimnis“ ist also mit unserem „Heim“ und unserer „Heimat“ verwandt, das heißt die Heimlichkeit betrifft unsere Lebensgrundlage, den Ort an dem wir leben und das Selbstverständnis, aus dem heraus wir leben. Es gibt Geheimnisse, die kann ich nicht preisgeben, ohne meine Identität preiszugeben. Rumpelstilzens Schicksal illustriert das dramatisch: Wenn mein Geheimnis gelüftet ist, dann reißt es mich (bzw. dann reiße ich mich) mitten entzwei. Meine Einheit und Integrität existiert nur, solange der Schutz des Geheimnisses aufrechterhalten werden kann. Der Alltag der Familienberatung, in dem wir immer wieder mit Geheimnissen konfrontiert sind, zeigt uns – genau wie im Märchen – unterschiedlichste Bedürfnisse, Fragen und Dynamiken, die untrennbar zusammen gehören, aber dennoch nicht zusammen passen. So existentiell Rumpelstilzchen darauf angewiesen ist, dass sein Geheimnis gewahrt bleibt, so existentiell ist die Königstochter darauf angewiesen, dass es endlich aufgedeckt wird. Die Frage nach dem Geheimnis lockt uns auf ein Terrain, das unübersichtlicher, uneindeutiger und vielleicht unversöhnlicher ist, als wir annehmen:

- Geheimnisse prägen den Alltag von Familien oft mit **großer Macht**. Der Augenblick, in dem ein Geheimnis zum Thema wird, ist hoch emotional. Und er markiert einen Zeitpunkt, ab dem das Selbstverständnis und die Normalität der Familie eine andere sein wird.
- Geheimnisse sind gleichzeitig **sichtbar und unsichtbar**. Wenn sie geöffnet werden, beschäftigen Familien sich immer wieder mit der Frage: „Wie konnten wir so blind sein und diese offensichtlichen Zusammenhänge so lange ignorieren?“. Es gibt ein „gellendes Schweigen“. Und oft sieht man von außen sofort, was in den Familien wahrzunehmen völlig tabu ist.
- Das Geheimnis ist eng mit der Würde des Menschen verbunden. Es gibt deshalb – so eine wichtige These meiner Überlegungen – ein **Recht zu schweigen**.
- Das Geheimnis ist aber auch untrennbar mit der Identität und den Lebensmöglichkeiten der Nachgeborenen verbunden. Deshalb gibt es – und an dieser Stelle wird die Diskussion kompliziert – auch ein **Recht zu wissen**.
- Destruktive Geheimnisse sind für alle Generationen mit tiefen Gefühlen von **Scham und Schuld** verbunden.

Wie entstehen Familiengeheimnisse?

Geheimnisse schützen zumeist die Täter: Schweigen ist entweder das Schweigen der traumatisierten Opfer, oder eine Täterstrategie! Natürlich stimmt der Satz in dieser Schärfe und Absolutheit nicht. Es gibt ein Schweigen, das gekonnt und freundlich über Schwächen des Gegenübers hinwegsieht, es gibt ein Schweigen jenseits der Täter- und Opfer-Dynamik, das einfach nur die eigene Intimsphäre wahrt. Es gibt angemessene Grenzen – beispielsweise zwischen den Generationen –, an denen mit guten Gründen über vieles geschwiegen wird: Nicht alles, was die Eltern betrifft, ist für Kinderohren bestimmt. Und doch ist es wichtig sich klarzumachen, dass das Schweigen, das für die nachfolgenden Generationen, für Familien, Gruppen oder ganze Nationen vergiftend wirkt, entweder in der traumatischen Starre der Opfer begründet liegt, die nicht über die Lippen bekommen, was ihnen angetan

wurde, oder aber im Bedürfnis von Tätern, die sich weigern, die Verantwortung für ihr Tun klar und offen zu übernehmen. Dies gilt nicht nur mit Blick auf das Tun unserer Vorfäter und -mütter in der NS-Zeit und im Zweiten Weltkrieg, sondern auch für all die Übergriffe, die innerhalb von Familien stattfinden. Geheimnisse, die sich um sexuelle und andere körperliche Gewaltanwendung drehen, entstehen stets, um den Täter/die Täterin zu schützen. Die Gefühle von Schuld und Scham werden im Täter so übermächtig, oder die Konsequenzen beim Bekanntwerden des eigenen Verhaltens werden als so bedrohlich erlebt, dass er alles dafür tut, sein Handeln nicht öffentlich werden zu lassen. Wir kennen dieses Muster vom Täterverhalten bei sexuellem Missbrauch, wo Opfer bedroht und eingeschüchtert werden, um das Schweigen des Täters zu decken. Aber auch in der Nachkriegszeit war Schweigen oftmals davon motiviert, der Strafverfolgung durch die Alliierten zu entkommen. Dass dieser Mechanismus nicht zwingenderweise ein individueller ist, hat sich beispielsweise in der Praxis der „Persilscheine“ nach dem Zweiten Weltkrieg gezeigt, durch die NS-Täter ihre Unschuld bescheinigt wurde und damit ihre Schuld verschwiegen wurde. Seilschaften, Reste alter Verwaltungsstrukturen und Institutionen bis hin zu den Kirchen haben hier systematisch zusammengewirkt und faktisch hoch effektiven Täterschutz gewährleistet (z.B. Klee 2005).

Geheimnisse sollen angeblich Angehörige und die Familie schützen: Es ist bemerkenswert, dass das Schweigen oft mit der genau entgegengesetzten Argumentation begründet wird. In der Tat entstehen Geheimnisse oft aus einem Schutzimpuls heraus. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Verantwortung und Rolle ist dann so bedrohlich, dass sie abgewehrt und nicht mehr gefühlt wird. Stattdessen erleben Menschen die Sorge um ihre nahen Angehörigen. Diese sollen davor bewahrt werden, sich mit der ganzen Wahrheit auseinandersetzen zu müssen. Sie sollen nicht erfahren, wie krank sie wirklich sind. Kinder sollen nicht erfahren, dass die Eltern sich trennen. Die geliebte Partnerin/der geliebte Partner soll nicht damit verletzt werden, dass er hintergangen wird. Die nächste Generation soll nicht damit belastet werden, dass es Suizid, Spielsucht oder andere belastende Themen in der Familie gibt. Auch die psychoanalytische Forschung zu Familiengeheimnissen und Familienmythen weist auf den massiven Schutzimpuls hin, der Schweigen und Mythenbildung motiviert. Es geht um nicht weniger, als den „Schutz und die Integrität von einzelnen Familienmitgliedern oder gesamten Gruppe“ (Günter Reich zit. in: Wyrobnik 2005, S. 244). Abgespalten bleibt die Wahrheit, dass Sorge oft genug nur die Sonnenseite der Kontrolle ist. Die Sorge, ob die anderen die Wahrheit ertragen können, ermöglicht den Tätern, im Schweigen die Kontrolle über die Situation zu behalten.

Der richtige Zeitpunkt zu sprechen kann verstreichen: Es ist wichtig zu sehen, dass die Grenze zwischen einem angemessenen Schweigen und einem destruktiven, in der Angst vor der eigenen Verantwortung begründeten Schweigen hauchdünn sein kann. Oft gibt es eine Zeit zu schweigen und eine Zeit, das Schweigen zu brechen. An den Beispielen von Adoption, Pflege und sogenannten „Kuckuckskindern“ wird schnell klar, dass es einen richtigen Zeitpunkt gibt, um offen in der Familie zu sprechen. Und dass dieser Zeitpunkt verstreichen kann. Fast alle Eltern haben ein sicheres Gefühl dafür, dass ihre Kinder ein Recht darauf haben, zu erfahren, was sie für eine Geschichte haben. Die Frage nach dem richtigen Zeitpunkt für ein klärendes Gespräch ist aber heikel. Viele Eltern denken lange, ihre Kinder seien noch zu jung für so eine verstörende Wahrheit. Und irgendwann liegt die Vermutung nahe, man habe zu lange geschwiegen und das lange Verschweigen würde einem inzwischen als Verrat ausgelegt. Anders ausgedrückt, die Entstehung von Familiengeheimnissen ist nicht selten eine Frage des falschen Timings. Wenn der Kairos, der Augenblick offen zu sprechen verstreicht, dann steht das Geheimnis mit all seiner Macht im Raum und das Schweigen entfaltet seine Wucht. Ein großes Problem dabei ist, dass Geheimnisse die Eigenschaft haben, komplizierte Struktu-

ren zu provozieren. Wo einzelne Fakten nicht benannt werden sollen, machen Menschen mit der Zeit einen großen Bogen um ganze Themenbereiche. Wo Notlügen gebraucht werden, um ein Geheimnis zu schützen, entsteht ein Gespinnst von Lügen und Halbwahrheiten, in dem man sich allzu schnell verfangen kann. Wo anfangs nur Details verschwiegen werden, entsteht mit der Zeit eine komplexe Geschichte, die die Belogenen als sehr kränkend und verletzend erleben können.

Was ist eigentlich so schlimm an Familiengeheimnissen?

Heute sind sich viele Fachleute dessen bewusst, dass Schweigen und Sprechen beides Optionen sind, die in Familien bedacht und nicht selten sehr sorgsam und vorsichtig austariert werden müssen. Nicht jedes Tabu darf gebrochen werden und doch muss jedes Thema prinzipiell besprochen werden dürfen, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist. Jenseits einer vorschnellen Antwort auf die Frage, ob sprechen oder schweigen heilsamer ist, ist es wichtig, die destruktive Dynamik zu verstehen, die durch Schweigen und Verschwiegenes ausgelöst werden kann.

Das Schweigen funktioniert nicht: Die erste, manchmal kuriose und oft dramatische Erkenntnis ist, dass Schweigen oft schon deshalb kontraproduktiv ist, weil das Verschweigen kaum möglich ist. Die alte Weisheit, dass die Steine zu reden beginnen, wo Menschen schweigen, gilt für Familien in besonderer Weise. Je verzweifelter, je verbissener verschwiegen wird, desto verlässlicher kommen die verdeckten Botschaften in der nächsten Generation an. So resümiert die Holocaustforscherin Gabriele Rosenthal: „Unsere Fallanalysen machen auf der Ebene des familialen Dialogs deutlich, dass das Schweigen, die damit verbundenen Familiengeheimnisse und die Familienmythen sowohl in Familien von Verfolgten als auch in denen von MitläuferInnen und TäterInnen zu den wirksamsten Mechanismen beim Fortwirken problematischer Familienvergangenheiten gehören. Wir können deutlich beobachten: Je geschlossener oder verdeckter der Dialog in der Familie ist, je mehr verheimlicht und retuschiert wird, desto nachhaltiger wirkt sich die Familienvergangenheit auf die Kinder- und Enkelgeneration aus“ (Rosenthal 1999, S. 22).

Familiengeheimnisse können zu psychosomatischen Symptomen führen: Vor allem der Körper ist ein hoch sensibles Messgerät für Verschwiegenes, mit dem schon viele Menschen Leerstellen in ihrer Biografie auf die Spur gekommen sind. Wo die Stimmen der Eltern und Großeltern und wo das eigene Bewusstsein schweigen, dort schreit der Körper. Manchmal ist dieses Schreien kein wirkliches Schreien, sondern eher so ein „komisches Gefühl im Bauch“. Eine durch anonyme Samenspende gezeugte Frau erinnert sich, dass sie so ein Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmt, schon sehr früh beschlissen hat. „Ich hatte immer wieder das Gefühl, fremd in meiner Familie zu sein (...). Das fühlte ich, seit ich ca. fünf Jahre war, das wurde so omnipräsent, dass ich alles andere vergaß und grübelte und mir oft tagelang den Kopf zerbrach, was genau ‚nicht stimmen‘ bedeuten könnte“. Interessant, wie treffsicher die fast immer unterschätzte kindliche Intuition ist, wenn es darum geht Unstimmigkeiten zu erspüren. So erzählt diese Frau weiter: „Die Ohren waren immer mein Lieblingsthema, seit ich fünf bin: ‚Wer hat meine Ohren, wer hat meine Ohren?‘“ (zit. in: Funcke 2012, S.172). Bei anderen Menschen entwickeln sich aus Unwissenheit und Ungewissheit manifeste, aber unspezifische Symptome, oftmals aus dem depressiven Spektrum. Jennifer Teege, die Enkelin des KZ-Kommandanten Amon Göth, beschreibt in ihrem autobiografischen Buch „Amon. Mein Großvater hätte mich erschossen“ die Intensität ihrer inneren Stimme: „Mein ganzes Leben hatte ich das Gefühl, dass etwas mit mir nicht stimmt: Meine Traurigkeit, die Depressionen. Aber ich fand einfach nicht heraus, was so grundlegend falsch war“ (Teege 2013, S. 14). Ein drittes beeindruckendes Beispiel für die Wucht und Klarheit psychosomatischer Sprache dokumentieren Gabriele Rosenthal und Christine Müller in einer

Studie zu Nachkommen von NS-Tätern. Sie berichten von einer Familie, wo die Verweigerung über die Fakten der Kriegsbeteiligung des Vaters in Dachau zu sprechen (möglicherweise hat er als Ingenieur an den Verbrennungsanlagen mitgebaut) sich in pyromanische Symptome des Sohns und des Enkelsohns konvertiert hat (Rosenthal & Müller 1999).

Der Sog der Nachahmung: In der Familientherapie beobachten wir Themen, die sich wie rote Fäden durch die Familiengeschichten ziehen. Suizide, psychische Erkrankungen, Trennungen und viele andere Phänomene sind sozial vererbbar. In der Jugendhilfe sehen wir oftmals Jugendliche und junge Erwachsene, die wie aus einem inneren Drang heraus in die Geschichte ihrer Eltern eintauchen „müssen“. Hier wiederholen sich Drogenkarrieren, gesellschaftliches Scheitern, aber auch Brüche mit der Herkunftsfamilie oder frühe Schwangerschaften. Auch Fachkräfte aus der Organisationsentwicklung wissen zu berichten, dass in Organisationen immer wieder dieselben, oftmals dysfunktionalen Lösungsstrategien für Krisensituationen gewählt – und sozusagen vererbt – werden. Es gibt Organisationen, die immer wieder „ungeliebte“ Gruppen abspalten, oder andere, die immer wieder einem starken Mann vertrauen und ihm zu viel Macht zubilligen. Interessant ist, dass der entstehende Sog nicht davon abhängig ist, ob die nachfolgende Generation explizit von diesem Teil der Familien- oder Institutionsgeschichte weiß. Im Gegenteil, gerade das Verschwiegene scheint den Sog zu verstärken.

Geheimnisse binden Energie: Aber auch dort, wo Verschwiegene aus der Vergangenheit nicht direkt zu Unbehagen, Krankheit, Scheitern oder eigener Devianz in der nächsten oder übernächsten Generation führt, hat das Schweigen einen Preis. Eine Binsenwahrheit der Gruppentherapie ist, dass es kontraproduktiv ist, mit einem Geheimnis in eine Gruppe zu gehen. Dabei geht es primär nicht um die anderen Gruppenmitglieder und die Informationen, die ihnen fehlen, um angemessen mit dem Geheimnisträger in Kontakt zu gehen. Die größte Blockade, die bei Unsagbarem zu verzeichnen ist, ist die Aufmerksamkeit, die gebunden wird, das Geheimnis nicht zu verraten. Nicht selten sind Geheimnisträger so durch den Gedanken besetzt, ihr Geheimnis zu schützen, dass die Teilnahme an der Gruppe prinzipiell in Frage gestellt werden muss. Wo ein Thema nicht berührt werden darf, wo ein Terrain immer wieder weiträumig gemieden werden muss, dort wird bald auch das nicht mehr gesagt, was eigentlich unbedenklich wäre. Geheimnisse haben einen Sog, sie erzeugen einen Flächenbrand, der weit mehr als das Geheimnis unzugänglich macht. So berichten beispielsweise auch Eltern von Samenspenderkinder in psychologischen Interviews, was für eine massive „Dauerbelastung“ das „bewusst gewollte Verbergen“ für sie bedeutet (Funcke 2012, S. 171).

Loyalitätskonflikte: Fragt man vor dem Hintergrund psychodynamischer Überlegungen nach dem Preis, ein Geheimnis zu bewahren, so kommt die Frage nach der Loyalität ins Spiel. Die Kluft zwischen gefühlter, geahnter oder auch gewusster Realität und der erzählten Version der Familiengeschichte kann so groß und unüberbrückbar werden, dass dadurch massive psychische Belastungen entstehen. Die Psychoanalyse spricht hier von einer „Loyalitätsspaltung“ (Günter Reich, zit. in: Wyrobnik 2005, S. 344). Vor diesem Hintergrund lassen sich viele Symptome der nachfolgenden Generationen als Selbstbestrafung beziehungsweise als unbewusste Sühne für die Schuld der Großväter und -mütter verstehen oder auch als somatischer Ausdruck der inneren Zerrissenheit, die eigenen Familienangehörigen lieben zu wollen und gleichzeitig den abgrundtiefen Schlund zu spüren, der von ihnen trennt.

2. Das Deutsche Schweigen

Der zweite Teil dieser Überlegungen ist nun einem besonderen Geheimnis, oder besser einem Komplex von Geheimhaltung und Verdrängung gewidmet, der jede deutsche Familie betrifft, dessen Be-

deutsamkeit aber immer noch unterschätzt wird: Das Erbe, das wir aus der NS-Zeit, dem Zweiten Weltkrieg und der Nachkriegszeit bekommen haben und das unsere Familien bis auf den heutigen Tag beeinflusst.

Europa schweigt

Ein Schweigen, das versucht, die traumatisierende Vergangenheit eines Landes oder einer Volksgruppe auszutilgen oder wenigstens in Schach zu halten, ist überhaupt nicht spezifisch für unser Land. Mit Blick auf die Shoah und die NS-Zeit bildet dieser Versuch einer „Problemlösung“ eine verlässliche und allgegenwärtige Brücke zwischen Täter- und Opferfamilien. Die jüdischen Opfergeschichten unterliegen dem Schweigebann in ganz ähnlicher Weise wie deutsche Tätergeschichten. Daneben gibt es aber auch ein rumänisches Schweigen über die Zeit des Ceaușescu-Regimes und die Umtriebe der Securitate und ein griechisches Schweigen über den Terror der Militärdiktatur (1967-1974). Es gibt ein litauisches Schweigen über die Zeit der sowjetischen Besatzung und ein französisches Schweigen über die „Kinder der Schande“, wie die von deutschen Besatzern in Frankreich gezeugten Kinder bezeichnet werden (Picaper & Norz 2005). Bei näherer Betrachtung lässt sich ein reißender Strom des Schweigens rekonstruieren, der sich durch ganz Europa zieht und der jede Form der Erinnerungskultur als unabschüttelbarer Schatten, als stets mitzudenkende Kehrseite begleitet.

Für die deutsche Geschichte möchte ich diesen Fluss mit einigen wenigen Strichen skizzieren. Dabei konzentriere ich mich auf die Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg, wohl wissend, dass der Fluss viel älter ist. Die Kriegsbilder der Jahre 1939-1945 verknüpften sich wie von selbst mit den Bildern aus dem Ersten Weltkrieg, mit der gefühlten „Schmach von Versailles“ und den verschwiegene Gräuelbilder der Jahre 1914-1918. Die zweieinhalb Millionen toten Deutschen des Ersten Weltkriegs und die traumatisierten Kriegsheimkehrer schrieben sich tief in das kollektive Selbstverständnis ein. Kulturwissenschaftler weisen darauf hin, dass auch der Erste Weltkrieg nicht die unterste Schicht der deutschen Kriegstraumatisierung darstellt. Darunter liegt ein Erbe, das sich bereits im Dreißigjährigen Krieg aufgetürmt hat: „Eine schier nicht enden wollende Aufeinanderfolge von Brutalität durch folternde, ertränkende, hängende, erschlagende und brennende Soldaten und Banden, von Hungersnöten, Seuchen, Verheerungen und Entvölkerungen ganzer Landstriche“ (Marks 2011, S. 102). Natürlich lassen sich heutige Verhaltensweisen nicht einfach linear aus dem 17. Jahrhundert herleiten und doch gibt es nachdenklich machende Stimmen, die darauf hinweisen, dass der deutsche Habitus in dieser Zeit nicht unwesentlich beeinflusst wurde. „Trotzige Kleinstaaterei“, ein „eingegeltes Bürgertum“, ein „emotional erstarrtes preußisches Beamtentum“, „Minderwertigkeitsgefühle im Umgang mit der Macht“, „Perfektionismus“, die „Anfälligkeit für Größenphantasien“ und ein „hämischer Ton“ in wissenschaftlichen und öffentlichen Debatten sind nur einige Phänomene, die Stephan Marks aus dieser Diskussion zusammenträgt (Marks 2011, S. 103f.), die sich als kollektive Traumaabwehr verstehen lassen.

Das Schweigen der Täter und Opfer

Der jüngste Abschnitt im Fluss des deutschen Schweigens beginnt mit den unsäglichen Bildern, die die Täter und Opfer im Krieg gesehen haben. Es ist ein Schweigen der Opfer, die oft ein Leben lang unfähig waren sich aus der traumatischen Erstarrung zu lösen und ins Reden zu kommen. So schreibt Elie Wiesel: „Jene, die es nicht erlebt haben, werden nie wissen, wie es war; jene, die es wissen, werden es nie sagen; nicht wirklich, nicht alles. Die Vergangenheit gehört den Toten, und die Überlebenden erkennen sich nicht in den Bildern und Ideen, die man sich von ihnen macht“ (Elie Wiesel, zit in: Müller-Hohagen 2005, S. 17).

Es ist in Deutschland aber besonders ein Schweigen der Täter. Ideologisch verankert ist das Schweigen schon in der Disziplin von SS und Wehrmacht, im Verbot über das zu sprechen, was man getan oder gesehen hat. Verankert ist es in Geheimhaltungsbefehlen und geheimen Anordnungen. So heißt es in einem Schreiben zu den „taktischen Grundsätzen für die Führung des Kleinkriegs“ an die SS-Freiwilligen Division ‚Prinz Eugen‘ vom 27.04.1942: Geheim! [...] die Bevölkerung muss wissen, dass sie keine Schonung findet, wenn Banden unangemeldet in ihrem Raum auftreten und es zum Kampfe kommt. Dem fanatisch kämpfenden Feind muss ein noch fanatischer und besser kämpfender Streiter entgegentreten. [...] Eine fanatisierte Bevölkerung, besonders serbischer Nationalität, verträgt keine von Humanitätsduselei beeinflusste, vornehme, dulddende Behandlung. Sie respektiert nur die brutale Gewalt. [...] Beteiligt sich die Bevölkerung am Bandenkampf, so ist sie ohne Schonung zur Gänze niederzumachen und der Ort anzuzünden [...] Diese hier entwickelten Grundsätze [sind] durch Rgt.- und Abt. Kommandeure erläuternd Führern und Unterführern bekanntzugeben und bei jeder Gelegenheit zu erläutern. Sie sind unter strengstem Verschluss zu halten, damit sie nicht in Feindeshand fallen“ (Casagrande 2003, S. 224ff). Dieses Schreiben ist lediglich ein beliebig herausgegriffenes Beispiel für die Pflicht der Soldaten über das, was sie im Krieg getan haben, zu schweigen.

Das Schweigen der Täter war aber (vor allem) auch ein Schweigen, das daraus entstand, dass außerhalb des Referenzrahmens des Krieges die „unsäglichen“ Bilder, die die Soldaten geschaffen und gesehen hatten, nicht mehr beschreibbar und nicht mehr sagbar waren. Svenja Goltermann arbeitet in ihrer Analyse von Psychiatrieprotokollen aus der Nachkriegszeit präzise heraus, wie präsent die Schrecken des Krieges für die Soldaten geblieben sind. „Was gegenwärtig blieb, war die unmittelbare Nähe des Todes im Krieg. Sowohl im Traum als auch im Sprechen war die eigene Bedrohung durch den Kriegstod präsent, und die Toten erschienen“ (Goltermann 2009, S. 57). Allein mittelbar waren diese ständigen Begleiter nicht mehr. Grauen, Scham, Schuldgefühle und die Angst, irgendwann für das Morden zur Verantwortung gezogen zu werden (Goltermann 2009, S. 61), verbanden sich zu einer Mauer des Nichtsprechens.

Politische Interessen und das Schweigen der Eliten

Durchgesetzt wird das Schweigen von den Eliten, die nach 1945 versuchen ein funktionsfähiges System aufzubauen und die sich dadurch stabilisieren, dass sie die Vorgeschichte der Leistungsträger systematisch ausblenden, eine Strategie, die Hermann Lübke als „Kollektives Beschweigen“ beschreibt: „Man kann einen neuen Staat wie die Bundesrepublik Deutschland nicht ohne Funktionselementen aufbauen. Die Funktionselementen, auf die man einzig zurückgreifen konnte, hatten schon das Herrschaftssystem des Nationalsozialismus getragen. Ihnen wurde angeboten, in der Bundesrepublik ihre Funktion fortzusetzen, wenn sie bereit waren, sich auf die neuen Verhältnisse einzustellen. Mental hieß das. Es ist bekannt, dass sie dem Nationalsozialismus gedient haben, und sie wissen, dass die anderen, die den neuen Staat mit neuem Geist aufbauen wollen, es wissen. Und in diesem Wissen wurde dann geschwiegen“ (Rüsen 2000, S. 81). Die Eliten schwiegen, indem sie nichts sagten, sie schwiegen aber auch, indem sie auf sehr aggressive Art und Weise Reden unmöglich machten, z.B. wenn es der Zentralstelle zur Aufklärung von NS-Verbrechen Anfang der 60er Jahre von der Bundesregierung untersagt wurde, zur Beweisaufnahme nach Polen zu fahren (www.dradio.de/dkultur/sendungen/zeitreisen/885713/ vom 03.12.2008).

Das Verstummen der Paare

Durchgesetzt wurde dieses „deutsche Schweigen“ aber auch auf breitester Basis von unzähligen Angehörigen der Kriegsgeneration. Es wurde fester Bestandteil vieler Paarbeziehungen und war als de-

ren Fundament nicht wegzudenken. Heimkehrende Soldaten und zuhause gebliebene Mütter, die sich nach 1945 als Fremde wieder gefunden haben, die sich nicht gefragt haben, die nicht erzählt haben, die nicht wissen wollten, oder wenn, dann ein einziges Mal unter dem Versprechen der Verschwiegenheit ihre PartnerInnen zu verschwiegenen Mitwissern gemacht haben. Goltermann schreibt dazu: „Die materiellen Trümmer des Krieges spiegelten sich in den sozialen Trümmern der Kriegsüberlebenden, die im Stillen mehr wussten, als sie selbst im engsten Familienkreise zu sagen vermochten. Oft waren es die Frauen, die dieses Schweigen durchsetzten, nicht nur weil sie für die selbst erlebten Grausamkeiten kein Gehör beanspruchen wollten oder konnten, sondern auch, weil sie die gegenwärtige Vergangenheit des Krieges in den Familienbeziehungen oftmals nicht wahrnahmen. In diesem Verstummen beziehungsweise in den unzulänglichen Sprechversuchen drückt sich nicht unbedingt eine Flucht vor dem Grauen des Krieges oder aus der Schuld an den Verbrechen aus; vielmehr manifestiert sich darin eine durch den Krieg entstandene Fremdheit, sowohl zwischen den Geschlechtern als auch zwischen den Generationen“ (Goltermann 2009, S. 429). Dass dieses Schweigen bereits in der Nachkriegszeit keine wirkliche Lösung bot, wird an den unterschweligen Gefühlen von Enttäuschung und Wut deutlich, die immer wieder spürbar wurden. In der Breite der Bevölkerung wurden die „Enttäuschung des bisherigen Selbstideals und die totale Entwertung des eigenen Lebens“ wahrgenommen. Gleichwohl wurde die Sprache nicht gefunden, sich darüber zu verständigen. Was mit einvernehmlichem Wegsehen, angestrenzter Nachkriegsfrohlichkeit und unterstützender Nachbarschaft ermöglicht wurde, stieß an massive Grenzen, „wo die heimkehrenden Soldaten mit ihrem Verhalten irritierend verändert wirkten oder der seinerzeit eigentlich erwarteten Belastbarkeit von Männern über einen längeren Zeitraum nicht entsprachen“ (Goltermann 2009, S. 429). Beispielhaft brachen sich diese unterschweligen Gefühle in der ersten Nachkriegsausgabe der Frauenzeitschrift „Constanze“ Bahn, in der zu lesen war: „„Auch die einsichtigste Frau trägt in sich den Wunsch nach einem starken, lebenskräftigen Mann, und es ist sehr schwer, ein Wrack mit sich zu ziehen durch die erregten Wogen dieser Zeit. Ganz unerträglich wird die Lage, wenn der hilflose Mann mit den Allüren und Gewohnheiten des tyrannischen Hausvaters auftritt. [...] Die Frau hätte sich längst scheiden lassen, wenn sie nicht glaubte, dass er ohne sie untergehen müsste. Sie empfindet ihn aber als Ballast, und die Kinder beginnen, den ewig nörgelnden Vater zu hassen“ (Constanze 1948, zit. in: Schneider 1998, S. 197). Es wäre also fatal, vom Schweigen und von der zwanghaft gelebten Normalität in der Nachkriegszeit „auf eine innere Unberührtheit der Kriegsgeneration [zu] schließen“. Viele Menschen waren „von einer inneren Unruhe gezeichnet, die sowohl ihren Kriegserfahrungen wie dem erzwungenen Neuanfang geschuldet und tief in der Wiederaufbaugesellschaft verankert war“ (Goltermann 2009, S. 162).

Das Wirtschaftswunder als kollektive Abwehr

Statt sich aber mit der eigenen Scham und Schuld auseinanderzusetzen, konzentrierte man sich in den 50er- und 60er-Jahren in kollektiver Abwehr darauf, das verwüstete Land wirtschaftlich zum Blühen zu bringen. Das westdeutsche Wirtschaftswunder war sozialpsychologisch betrachtet auch ein Abwehrmanöver par excellence. Auf den Punkt brachte diesen unmittelbaren Zusammenhang von Schweigen und Wachstum Franz-Josef Strauß in der Frankfurter Rundschau vom 13. September 1969, wo er sagte: „Ein Volk, das diese wirtschaftlichen Leistungen vollbracht hat, hat ein Recht darauf, von Auschwitz nichts mehr hören zu wollen.“

Das Schweigeverdikt an die nächste Generation

Der Faden des Schweigens zieht sich weiter hin zu den Kriegskindern, die – wie alle Kinder – hellwach und mit allen Sinnen versuchen, die Botschaften ihrer Eltern zu entschlüsseln. Bekommen sie dabei

keine sprachliche Hilfe, so sind sie darauf angewiesen die nicht-sprachlichen Informationen, die sie bekommen – Gefühle, Tabus, Ängste, Drohungen und Verbote – als unsteuerbare körperliche Reiz-Reaktions-Abläufe oder in Form ihrer Gehirnstrukturen abzuspeichern. Die Informationen bleiben unverstanden, aber sie werden umso wirkmächtiger. Vielleicht bekamen die Kinder später ab und zu einen Hinweis von ihren Müttern: „Wenn du wüsstest, was Papa mitgemacht hat“. Doch diese Hinweise reichten nicht, die Geschichte zu entschlüsseln, sondern sie verdeckten umso sicherer das Unsägliche in einem verbotenen, unzugänglichen Land. Diese unzugängliche Welt, die durch bewusstes Verschweigen ebenso konstruiert wurde wie durch Umgehen von Diskussionen oder subtiles Ausblenden von Themen, war persönlichkeitsbildend für die Nachkriegsgeneration. „Das von den Eltern aktiv aus der Kommunikation Ausgeschlossene [...war] für die Kinder direkt nicht mehr erkennbar, wohl aber [...] wurde] es als Loch in der Wahrnehmung wirksam. Mit solchen Löchern kann [...] sich [ein Kind] nicht auseinandersetzen, und deshalb haben sie etwas Unheimliches, Diffuses, machen ungreifbare Angst, führen zu Verzerrungen, von denen nicht nur die Inhalte unseres Seelenlebens betroffen sind, sondern die seelischen Strukturen selbst“ (Müller-Hohagen 2005, S. 165).

Das kaum gebrochene Schweigen

Ein blinder Fleck in der heutigen deutschen Diskussion ist, dass auch die sogenannten „68er“ das Schweigen nur halb brachen. Sie verhandelten politisch und sachlich, was biografisch und in Beziehungen hätte verstanden werden müssen. Sie überwandern nicht die „Kluft zwischen Lexikon und Familialalbum“, die in Deutschland so unsagbar groß ist (Welzer, Moller & Tschuggnall 2002). „Mit der pauschalen Anklage der Eltern und Großeltern als Nazis ging und geht häufig eine immense Abwehr von konkretem Wissen über deren Nazi-Vergangenheit einher“ (Rosenthal 1999, S. 28).

Die Desensibilisierung der SchülerInnen

Die Informationen aus dem Lexikon wurden mehr und mehr zugänglich und die Überdosis an Fakten in den Schulen sorgte dafür, dass das Thema bei völlig unvorbereiteten und überforderten SchülerInnen auf taube Ohren stieß. Das Grauen wurde gezählt, verwaltet und gelernt – in der Bedeutung für die eigene Biografie wurde es nicht verstanden. Ein Kriegsenkel beschreibt: „Wir haben alle komplett dicht gemacht. Wir hatten ja nicht nur 68er-Eltern, sondern auch 68er-Lehrer. Also gab es nonstop NS-Zeit. Uns quollen die Fakten aus den Ohren raus. Wären sie mit uns doch einmal in ein Konzentrationslager gegangen! Ich glaube, danach wäre der Stoff bei uns ganz anders gelandet. So aber blieb es abstrakt und weit, weit weg. Unsere Lehrer waren wie unsere Eltern – die konnten ja selber nicht nach Auschwitz gehen!“ (Bode 2009, S. 195).

Transgenerationelle Komplizenschaft

Mehr und mehr wurde das Schweigen in einer „transgenerationellen Komplizenschaft“ (Müller-Hohagen 2005, S. 197) getragen. Weil es dem Vater oder Großvater nicht zumutbar war, weil es in der Familie nicht ertragbar war zu fragen, oder einfach deshalb, weil man sich an das Wegsehen und die löchrige oder umgeschriebene Familiengeschichte gewohnt hat, hielt man Schweigen für eine brauchbare Alternative. Abgesichert wurde dieses Vorgehen durch die Annahme, „mit dem wachsenden Zeitabstand werde Verschwiegendes, Verleugnetes, Verdrängtes von damals immer weniger wirksam“, was im Einzelfall eine fatale Fehleinschätzung war (Müller-Hohagen 2005, S. 7). Über das entsprechende Phänomen in jüdischen Familien sagt Peter Novick, „das vorhergehende langjährige Schweigen über das Thema lasse sich nicht generell [...] als ‚Verdrängung‘ im Sinne einer zwangsläufigen Reaktionen auf das Ereignis begreifen. Vielmehr zeige eine Reihe von Hinweisen, dass das Schweigen auch, in hohem Maße eine Reaktion auf die ‚Marktbedingungen‘ gewesen sei (es war

kaum jemand interessiert), wie auch eine Folge [der] vielfach proklamierten Aufforderungen, zu vergessen“ (Novick zit. in: Goltermann 2009, S. 423).

Ab und zu gab es eine unkontrollierte, undichte Stelle, ab und zu wurde Sprache verräterisch, man sprach von einer „Bombenstimmung“ oder davon, dass jemand „vergast“ aussieht, oder man sprach mit einem melancholischen Blick in den Augen von „Heimat“. Ab und zu sang man Liedgut mit so eindeutig faschistischen Inhalten, dass es erschrecken hätte müssen: So finden sich in dem von Franziskanermönchen in Kooperation mit dem Voggenreiter Verlag herausgegebenen, für die Jugendarbeit konzipierten Liederbuch „Der Bettelmusikant“ noch in der Auflage von 1978 das Lied „Die alten Germanen“ und darin die beiden Strophen: „Da trat in ihre Mitte ein Römer mit deutschem Gruß: Heil Hitler, ihr alten Germanen, ich bin der Tacitus“ und: „Da hoben die alten Germanen zum Gruß die rechte Hand. „Heil dir, du Bruder der Achse, du bist uns anverwandt!“ (Der Bettelmusikant 1978, S. 154). Und doch fand man eine stille Übereinkunft, dass so etwas nicht der Rede wert sei. In Deutschland unmöglich gewordene Diskurse über den Umgang mit Behinderten oder über Sterbehilfe wurden weiträumig ausgespart. Direkte Gespräche über die Kriegsvergangenheit der eigenen Familie wurden weitgehend vermieden oder selbst beeindruckende Inhalte allzu schnell von den Kindern wieder „vergessen“. Statt „Führer“ sagte man jetzt „Leiter“ und Sommersemester wurde an den Hochschulen mit SoSe abgekürzt (während WS für Wintersemester stand). Die Komplizenschaft hielt, was sie versprach, nämlich gemeinsam ein Erbe totzuschweigen, das doch jede Familie in irgendeiner Art und Weise betraf, mehr noch, das jede Familie in irgendeiner Art und Weise weitertrug oder gar pflegte.

Unscharfe Bilder

Heute wird dieses Schweigen als Thema in der Literatur aufgegriffen, z.B. wenn Ulla Hahn über „unscharfe Bilder“ (so der Titel ihres Romans) schreibt, die aus der Kriegs- und Nachkriegszeit wirkmächtig geblieben sind. Wirkmächtig bleiben die Bilder, weil sie nie beschrieben wurden und so letztlich nur der nagende Verdacht bleibt, dass die eigene Familiengeschichte Unsägliches, Unsagbares verbirgt...

3. Warum kommt heute noch so viel davon an?

Wenn mindestens drei Generation Hand in Hand zusammenwirken, um ein Familiengeheimnis zu wahren, so könnte man meinen, dass es doch möglich sein müsste, das entsprechende Thema einigermaßen zu marginalisieren. Erstaunlicherweise ist genau das Gegenteil der Fall. Einige Stippvisiten bei psychologischen Theorien können einen Eindruck davon vermitteln, warum die „geheimen Botschaften aus längst vergangenen Tagen“ uns heute mit solch ungebremsster Wucht beeinflussen.

- **Freud** schreibt 1913 in „Totem und Tabu“, dass keine Generation imstande ist, bedeutsamere seelische Vorgänge vor der nächsten zu verbergen (S. 441). Er formuliert damit ein uraltes Wissen, das seine Spuren schon in der Bibel hinterlassen hat. Dort heißt es in einer Segensverheißung des Propheten Jeremia, dass Tage kommen werden, in denen es nicht mehr heißen wird „die Väter haben saure Trauben gegessen und den Söhnen werden die Zähne stumpf. Nein, jeder stirbt nur für seine eigene Schuld; nur dem, der die sauren Trauben isst, werden die Zähne stumpf“ (Jer. 31, 29f.). Wenn aber die Friedensutopie Jeremias ist, dass der Fluch der transgenerationalen Weitergabe von Traumata gebrochen werden könnte, dann heißt das nichts anderes, als dass diese Weitergabe von Generation zu Generation immer schon alltäglich erfahrbare Realität war.

- Heute ist dieser Zusammenhang in vielen Facetten entschlüsselt. Die **Säuglingsforschung** arbeitet mit dem Begriff der „affektiven Kommunikation“, einer Kommunikation, die unter den real gesprochenen und möglicherweise erinnerten oder vergessenen Worten liegt und diese in ihrer Bedeutsamkeit trägt. Der Affekt ist die Sprache der frühen Kindheit. Er bleibt ein Leben lang wirksam. Für die Speicherung der frühkindlichen Traumata bedeutet das, dass sie ohne Worte und zum Teil sogar ohne konkrete Bilder in unserem Gehirn gespeichert sind, lediglich in Form von physiologischen und sensorischen Eindrücken, sogenannten neurobiologischen Engrammen (vgl. Ermann 2009, S. 11). Diese Verarbeitung, Auswertung und Speicherung von Eindrücken beginnt lange vor der Geburt des Kindes, beispielsweise in Bombennächten oder mit dem Hunger der Trümmerarbeit, die die schwangere Mutter durchlebt.
- Die **Rollentheorie** beschreibt, dass ich mich nur in einer Rolle verhalten kann, wenn es die entsprechenden Gegenrollen dazu gibt. Ich kann nicht unterrichten ohne Schüler, nicht kaufen ohne jemanden, der verkauft, ich kann nicht saugen, ohne dass mich jemand stillt und nicht hören, wenn nicht jemand zu mir spricht. Geht man noch einen Schritt weiter so wird klar, dass die Rolle ihre Gegenrolle geradezu erzwingt. Der Täter macht das Opfer zum Opfer, der jähzornige Vater macht das Kind zum verschreckten, misstrauischen Menschen, die schweigende Mutter treibt das Kind in die wildesten Fantasien über ihr verschwiegenes Leid. Rolle und Gegenrolle funktionieren wie Schloss und Schlüssel. Sie passen aber nicht nur perfekt ineinander, sondern sie bringen sich gegenseitig hervor, weil sie zusammen eine Handlungseinheit bilden. Das Rollenhandeln des Unterrichts bedarf Lehrender und Belehrteter. Das Rollenhandeln der Versorgung bedarf Versorger und Versorgter. Wo die eine Seite besetzt ist, entsteht ein Rollendruck, die entsprechende Gegenrolle zu übernehmen.
- Die **Bindungstheorie** beschreibt dasselbe Phänomen zugespitzt auf die Interaktion zwischen Mutter und Kind bzw. zwischen Vater und Kind. Was zwischen Eltern und ihren Kindern tagtäglich passiert, ist das Ergebnis einer oft unbewussten, aber dennoch ausgefeilten Choreographie: Ein Tanz der Generationen, in dem die Kinder lernen wie sie Beziehung gestalten und die Welt entdecken können. Je nachdem ob und wie dieser Tanz gelingt, bringt er Kinder hervor, die auf Bindungspartner vertrauen können, die sich an andere Menschen anklammern, weil sie Angst haben sie zu verlieren, oder die Bindungen geradezu meiden, weil sie sie als so fragil und unverlässlich erlebt haben. Das Modell von Bindung, das wir im Zusammenleben mit unseren Eltern erlernen und verinnerlichen, prägt unseren Zugang zu Beziehungen und unseren Zugang zur Welt. Die Fähigkeit befriedigende und glückliche zwischenmenschliche Begegnungen zu gestalten und die Fähigkeit beruflich erfolgreich zu sein, hängen fundamental davon ab, dass die primären Bindungspersonen uns unbedingte Sicherheit vermitteln konnten und uns ermutigten die Welt zu entdecken. Es liegt nahe, davon auszugehen, dass dieser Tanz der Generationen sowohl in der Kriegs- als auch unter den Bedingungen der Nachkriegszeit empfindlich gestört war. Und wirklich beobachteten die Bindungsforscher Großmann und Großmann, dass es in Deutschland im Gegensatz zu anderen westlichen Ländern ein deutliches Erbe aus der NS-Zeit gibt: Die Verlässlichkeit von Bindungen wird hier nicht nur öfter in Frage gestellt, sondern ein Bindungen vermeidendes Verhalten wird zudem noch positiver bewertet als in anderen europäischen Ländern (Großmann & Großmann zit. in: Chamberlain 2003, S. 127).
- Auch in den Fachgesprächen, die sich mit **Traumaforschung** befassen, hat die Idee, dass die Folgen von Traumatisierungen vererbbar sind, einen festen Platz gefunden. Natürlich gibt es kein Trauma-Gen und auch kein traumatisiertes Gen. Aber es gibt so genannte „second generation Phänomene“: Die Beobachtung, dass das Trauma der Elterngeneration die Generationen der Kinder und Enkel nachhaltig beeinflusst und verändert.

- Auch wenn es – wie gesagt – kein Trauma-Gen gibt, gibt es interessante Befunde der Genetik bzw. eines relativ jungen Zweigs dieser Wissenschaft: der **Epigenetik**. Denn neben unserer DNA gibt es weitere Ebenen in unserer Erbinformation, die bestimmen, welche Erbinformationen wirksam werden. Durch epigenetische Prozesse wird z.T. verständlich, wie es Vererbung ohne eine Veränderung der Erbsubstanz geben kann. „Epigenetische Programmierungen werden im Zuge der Entwicklung angelegt, sie stellen einen wesentlichen Teil“ des Erbgutes dar, sie „steuern [...] die Zelldifferenzierung und sie können bis ins hohe Erwachsenenalter durch verschiedenste Umwelteinflüsse verändert werden“ (Kegel 2009, S. 294).
- Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt auch die **direkte Traumatisierung** der Kinder durch ihre im Krieg traumatisierten Eltern: Die Vergewaltigung der Töchter, das Schlagen der Söhne, das Nicht-Abwehren von Bedrohungen, das Nicht-Unterbinden von selbstverletzenden Verhaltensweisen, das Nicht-Wahrnehmen oder Nicht-Ernstnehmen von Angst, Schmerz und Verletzungen etc. – all dies gehört zur Realität des Aufwachsens im Nachkriegsdeutschland.
- Bezogen auf die Nachwirkungen der NS-Zeit auf heutige Familien ist ein wichtiger Grund, warum das Thema in den letzten Jahren immer virulenter wird, die Tatsache, dass die letzten **Zeitzeugen versterben**. Das schwächt die kollektive Abwehr und macht längst verschüttet geglaubte Zugänge zu diesem Themenkomplex frei.

4. Exkurs: Worüber schweigen wir heute?

Gott sei Dank leben wir heute nicht in so dunklen Zeiten, wie wir sie in Deutschland im letzten Jahrhundert erlebt haben. Wir müssen heute nicht darüber sprechen, welche aktive Rolle wir bei der systematischen Vernichtung von Menschen spielen. Dennoch wäre es wohl eine verpasste Chance, nutzte man die Auseinandersetzung mit dem deutschen Schweigen nicht auch zu der Frage, welche Themen wir heute kollektiv ausblenden. Gibt es heute Diskussionen, in denen sich die erwachsene Generation systematisch gegen die eigenen Kinder verbündet, in denen wir bestimmen, was gesagt und was verschwiegen werden muss? Auf zwei Diskussionen möchte ich als Familienberater zumindest hinweisen, auch wenn sie an dieser Stelle nicht vertieft werden können.

Der Preis der Trennung

Erst vor drei Jahren ist Melanie Mühl mit ihrer Streitschrift „Die Patchwork-Lüge“ an die Öffentlichkeit getreten und hat als Betroffene mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass die kindliche Sicht auf Trennung und Scheidung in unserem Land systematisch verleugnet und unhörbar gemacht wird. Entstanden ist ein zorniges und engagiertes Buch über die „gehätschelten Mythen“, die die Erwachsenen auf Kosten ihrer Kinder entlasten. Sie greift darin Ergebnisse aus der Trennungsforschung auf, die in Fachkreisen länger bekannt sind, die aber kaum breites Gehör gefunden haben. Selbstverständlich möchten Trennungswillige oder in ihrer Beziehung Verzweifelte glauben, dass es für ihre Kinder eine schmerzfreie, einfache Scheidung geben kann. Natürlich glauben alle, die in der Trennung auch noch Verantwortung für Kinder tragen, gerne, dass die Scheidung eine vorübergehende Krise ist, die früher oder später überwunden wird und nicht ein tiefer Schnitt, der den Anfang eines völlig neuen, unberechenbaren und zum Teil sehr belasteten Lebens als Trennungskind markiert. Sie möchten glauben, dass an einer Trennung auch manch Gutes ist, dass Patchworkfamilien die Großfamilien der Moderne sind, dass viele Bezugspersonen besser sind als wenige, dass die Kinder in Patchworkfamilien sich zu Weihnachten über mehr Geschenke freuen können, dass ein Ende mit Schrecken besser ist, als ein Schrecken ohne Ende und dass es gut für die Kinder ist, wenn die Eltern gut für sich sorgen (Mühl 2011, S. 73). Allein, die Forschung (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002; Marquardt 2005) und die

betroffenen Kinder, die sich heute, 20- bis 40-jährig, selbstbewusst zu Wort melden, sprechen eine andere Sprache. Die Publizistin Christine Brinck bringt es in der Süddeutschen Zeitung provokativ auf den Punkt: „Erst hielt man Scheidungen für die betroffenen Kinder für ungefähr so anstrengend wie einen lästigen Schnupfen. Dann entdeckte man, dass der Nachwuchs vielleicht doch eher eine schwere Grippe durchmacht, langsam setzt sich die Einsicht durch, dass viele Kinder echten Schaden nehmen, wenn die Eltern sich scheiden“ (Brinck 2006). Wir sind heute lange noch nicht an dem Punkt, an dem diesen kritischen Stimmen offen zugehört wird. Dabei wäre es nicht nur wichtig, die Mythen zu entzaubern, die sich um die Möglichkeiten einer für Kinder glücklichen Scheidung der Eltern ranken, sondern wir müssten sie auch in ihrer gesellschaftlichen Funktion verstehen: Erwachsene pochen – mit guten Gründen – auf ihr individuelles Recht, ihre Lebenschancen voll und ganz zu realisieren. Dazu gehört unbedingt auch die freie Wahl von Lebenspartnern, mit denen sie erfüllende Liebes- und Lebensbeziehungen eingehen können. Im Falle des Nicht-Gelingens ist die Trennung eine plausible Entscheidung, die – zumindest in der subjektiven Wahrnehmung von Trennungswilligen und in der Wahrnehmung der Gesellschaft – mehr Chancen eröffnet als zerstört. Das latente Gefühl, dass die betroffenen Kinder den Preis für die Trennung ihrer Eltern bezahlen, ist sowohl vor dem Hintergrund elterlicher Gefühle als auch vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Glaubenssätze über Generationengerechtigkeit oder die Optimierung kindlicher Entwicklungschancen unerträglich. An dieser Stelle werden Mythen über relativ schmerzfreie und langfristig unschädliche oder sogar entwicklungsfördernde Trennungsverläufe geboren und nur allzu gerne geglaubt. Sie relativieren das kindliche Erleben, suggerieren den Kindern mit fatalen Folgen, dass sie „falsch fühlen“ und geben den Erwachsenen den Weg frei, ihre Strategien legitimiert und ohne übergroße Schuldgefühle durchzusetzen (ausführlich: Hutter 2012; 2013). Ein wahres Lehrstück zur Entstehung von Schweigen und Halbwahrheiten.

Die Sehnsucht nach Herkunft

Zu einem zweiten Exkurs fordert die Rede heraus, die Sibylle Lewitscharoff Anfang März dieses Jahres im Dresdner Schauspielhaus gehalten hat und die zu großer Empörung in der deutschen Kultur-, Politik- und Medienlandschaft geführt hat. Ich möchte hier nicht auf ihr provokatives und – wie teilweise geurteilt wurde – vielleicht „gefährliches“ Vokabular eingehen (Koall 2014), mit dem sie zu Fragen der Reproduktionsmedizin Stellung genommen hat, und werde ihre Positionen auch nicht im Einzelnen kommentieren. An einer einzigen Stelle sei dennoch eine Bemerkung gestattet: Lewitscharoffs Unbehagen an der modernen Reproduktionstechnologie trifft sich in beeindruckender Weise mit dem Unbehagen, das Betroffene formulieren, die durch anonyme Samenspenden gezeugt wurden. So weist Dorett Funcke in ihrem Beitrag über „Geheimnisse und Nichtwissen im Leben von Spender-samenkindern“ (Funcke 2012) darauf hin, dass die Pioniere der Reproduktionsmedizin die Bedeutung der biologischen Herkunft schlichtweg unterschätzt haben. Die erwachsen gewordene erste Generation der Spenderkinder geht heute, vierzig Jahre nach ihrer Zeugung, mit einer Sehnsucht und Entschlossenheit auf die Suche nach ihren Vätern, die viele so nicht erwartet hätten. Das Verschwiegene hat, wenn es irgendwann ans Licht kommt, große entwertende Macht. „Viele [Spenderkinder] berichten von einem Bruch in ihrer Identität. Ihr bisheriges Leben komme ihnen wie eine Lüge vor“ und die Konfrontation mit dem nicht mehr Klärbaren wird zur „Quelle großer Frustration und Wut“ (Funcke 2012, S. 169). Verschwiegene Herkunft ist ein massiver Angriff auf die eigene Identität. So gibt eine der betroffenen Frauen zu Protokoll: „Mit der Einsicht, dass sie sich möglicherweise letzten Endes an niemanden halten können wird, ist ihr auf beklemmende Weise der existentielle Boden unter den Füßen weggezogen. Das, was Angst macht, ist die Gefahr eines völligen Orientierungsverlustes“ (Funcke 2012, S. 175). So bedauern Betroffene, die sich auf ihrer Homepage selbst als „Spenderkin-

der“ bezeichnen, öffentlich, dass Reproduktionsmediziner für sie entschieden haben, dass „Spenderkinder [ihren] biologischen Erzeuger nicht zu kennen brauchen und [dass ihr ...] Recht auf Kenntnis der eigenen Abstammung“ ignoriert werden darf (www.spenderkinder.de). Es gibt zu denken und darf in der manchmal zu wohlfeil empörten Diskussion um Lewitscharoffs Begriff des „Halbwesens“, mit dem sie die Betroffenen beschrieben hat, nicht ignoriert werden, dass von heterologer Insemination Betroffene natürlich ihre volle Würde einfordern, aber dennoch mit einem bitteren Unterton hinzufügen: „Von der Art, wie wir von solchen Kommentaren, manchen Kinderwunschpaaren und Reproduktionsmedizinerinnen behandelt werden, ist der Vergleich mit Halbwesen treffender, als diesen vermutlich lieb ist. Wenn uns gesagt wird, dass wir überhaupt nicht von unserer Zeugungsart oder unserer Abstammung wissen sollen, werden wir nicht wie normale Menschen mit Anspruch auf Respekt und Würde behandelt. Daher ist es erfreulich, dass wir auf diese Weise von so breiter Masse unsere Würde bestätigt bekommen. Da kann der Schritt zur Respektierung unserer Rechte und Bedürfnisse ja nicht mehr weit sein. Insofern vielen Dank an Frau Lewitscharoff!“ (www.spenderkinder.de). Auf ihrer Homepage machen die Spenderkinder klar, dass sie anonyme Samenspenden prinzipiell ablehnen und für eine möglichst frühe Aufklärung betroffener Kinder plädieren, denn Kinder „haben ein Recht auf dieses Wissen und Geheimnisse schaden irgendwann einmal jeder Familie“ (www.spenderkinder.de).

5. Der Preis des Sprechens

Transparenz und Pornographie

Wenn Schweigen und Verschweigen so einen hohen Preis haben, liegt es dann nicht nahe zu sprechen, liegt es dann nicht nahe, sich und anderen stets die ganze Wahrheit zuzumuten? Der heute in Berlin lehrende Philosoph Byung-Chul Han ist einer derjenigen, der nachdrücklich auf die Bedeutung des Schweigens hinweist. Er stellt an den Beginn seines Buches „Transparenzgesellschaft“ ein Zitat von Peter Handke: „Von dem, was die anderen nicht von mir wissen, lebe ich“ (zit. in Han 2012, S. 4). Han erschließt die immer auch mitzudenkende andere Seite der Medaille: Schweigen als Schutzraum, Schweigen als Asyl, als legitimer und notwendiger Rückzugsort. Die Kostbarkeit des Schweigens wird schnell deutlich, wenn er in seinem Essay die Bedeutung der Transparenz reflektiert. In der Tat gibt es heute kaum einen Politiker, kaum eine Institution, kaum einen Konzern, die nicht wieder und wieder betonen, wie wichtig Offenheit und Transparenz sind. Aber was passiert in einer ganz und gar durchschaubaren Gesellschaft? Was passiert in einer Gesellschaft, die das Verschleierte, das Geheimnisvolle und Nicht-Gesagte nicht mehr erträgt? Was passiert in einer Gesellschaft, die jedem und jeder das letzte Geheimnis entreißt?

1. Transparenz hat – erstens – ein **nivellierendes Element**. Wo alles sichtbar wird, dort ist alles einordenbar, alles vergleichbar, alles bewertbar. Die sprichwörtliche „Katze im Sack“ hat ihre Geheimnisse und Unwägbarkeiten. Dass diese „Katze im Sack“ – so das Sprichwort – nicht gekauft werden soll, bedeutet im Umkehrschluss, dass die Katze, wenn sie gänzlich sichtbar wird, taxiert und bewertet werden kann. Das Transparente lässt sich mühelos einfügen „in glatte Ströme des Kapitals, der Kommunikation und Information“ (Han 2012, S. 5). Wo alles sichtbar gemacht wird, dort liegt es nahe, alles zu diagnostizieren und zu labeln. Einmaligkeit geht dabei verloren.
2. Durch dieses Einebnen der Einmaligkeit ist die Idee der Transparenz – zweitens – eine **simplifizierende Vorstellung**. Die Psychologie weiß sehr gut, dass „der Mensch [...] nicht einmal

sich selbst transparent ist“ (Han 2012, S. 9). Carl Gustav Jung wird das Bild zugeschrieben, wonach unser Bewusstsein ein Korkeisen sei, der auf dem Meer des Unbewussten schwimmt. Wir sind und bleiben uns in unseren tiefen Schichten selbst immer auch rätselhaft, so gut wir uns auch erforschen, kennen und verstehen lernen. Das Erleben der ersten drei Lebensjahre, das uns ganz fundamental prägt und unser Leben sehr weitgehend mitbestimmt, bleibt unsäglich, weil wir erst nach diesen drei Jahren überhaupt in der Lage sind, in Sprache zu fassen, was uns bewegt. Der machtvolle Nachhall aus der frühen Kindheit bleibt zwangsläufig diffus, somatisch und gefühlsmäßig. Viele Interaktionsmuster, die wir mit unseren wichtigsten Bezugspersonen während unserer Kindheit so oft wiederholen, dass sie sich tief in unser Verhaltensrepertoire einbrennen, können wir kaum benennen. Dennoch legen wir dieses frühe Verhalten gerade in Stresssituationen fast reflexhaft an den Tag. Die Beispiele sollen genügen um zu zeigen, wie fremd wir selbst unserem eigenen Bewusstsein oft bleiben. Wenn wir uns selbst aber zwangsläufig ein Geheimnis bleiben, wie viel mehr gilt das dann für all die Menschen, mit denen wir zusammenleben oder mit denen wir professionell zu tun haben. Die Diagnose, als Gegenteil professionellen Schweigens, ist – so wichtig, heilsam und wegweisend sie oft auch sein mag – immer auch Anmaßung und Grenzüberschreitung, wo sie denkt vollständig begriffen zu haben, was sie auf einen Begriff bringt.

3. Drittens macht Transparenz **schutzlos und liefert aus**. Denken wir an den menschlichen Körper, dann wird schnell klar, warum Han an dieser Stelle von Pornografie spricht. „Wo das Geheimnis zugunsten totaler Ausstellung und Entblößung verschwindet, beginnt die Pornografie“ (Han 2012, S. 43). Wenn alles gesagt ist, wenn der Mensch wie ein offenes Buch lesbar ist, wenn er all seiner Geheimnisse entkleidet ist, dann ist er nackt. Die Pornografie zeigt am drastischsten, wie ausgeliefert und konsumierbar der entblößte Körper sein kann. „Die menschliche Seele braucht [...aber] Sphären, in denen sie bei sich sein kann ohne den Blick des Anderen“ (Han 2012, S. 8).

Kriegspornografie

Vom Preis des Sprechens erzählen auch viele Kriegskinder. Sie berichten von der Faszination der erzählenden Väter, von ihrem Eindruck, dass sich der Vater völlig verändert hat, wenn er begann vom Krieg zu erzählen, dass er eingetaucht ist in eine untergegangene und verklärte Welt und dabei eine ganz eigentümliche Stimme bekommen hat und einen anderen Gesichtsausdruck. Sie erzählen aber auch, wie sich die immer gleichen Geschichten eingebrannt haben, wie Verstümmelungen, Angst, herannahende Panzer und Kriegslärm in jede Pore des damaligen Kindes, in seine Träume und Fantasien eingesickert sind und sich dort oft für Jahrzehnte untilgbar festgesetzt haben. Was die Kinder später erinnern ist „eine Mischung aus Wärme und ersehnter Nähe einerseits und einem Horror angesichts des Vernommenen, der sie erstarren ließ“ (Müller-Hohagen 2005, S. 71). Der Zwang der traumatisierten KriegsteilnehmerInnen wieder und wieder zu erzählen war einer der Mechanismen, das Trauma an die nächste Generation weiterzugeben. Eingebrannt wurden dabei nicht nur die schrecklichen Bilder, die erzählt wurden, sondern auch das Erleben, dass liebevolle Zuwendung und nicht handhabbares Grauen untrennbar miteinander verschmolzen sind.

Wider den Geständniszwang

Zu unserer Geschichte mit dem Schweigen gehört auch, dass die Gestapo und die Stasi kein Schweigen, kein Geheimnis und keine Privatsphäre duldeten, sondern den Menschen dem Menschen zum Spitzel machten und sich selbst mit großer Gewalttätigkeit Zutritt zu den intimsten Bereichen der

Menschen verschafften. Auch das ist unser Erbe, dass das erzwungene Geständnis und das brutal gebrochene Schweigen den Alltag und das Lebensgefühl der Menschen in Deutschland prägten.

Eine Parallele: Sehr eindrücklich war für mich die Arbeit als Gruppentherapeut in Litauen und Rumänien. In beiden Ländern irritierte mich die große Zahl der TeilnehmerInnen, die extrem leise und kaum verstehbar redeten. Die gemeinsame Arbeit führte zu einem Verstehen, wie existentiell gefährlich es in den Jahren vor dem Regimewechsel gewesen ist, seine Meinung zu sagen oder auch nur laut zu sprechen. Alles was gehört wird, kann von Spitzeln weiter getragen, denunziert und damit zur Waffe werden. Und so kumulierten Flüstern, Andeutungen und Nicht-Sagen zur selbstverständlichen Überlebensstrategie, die natürlich auch in einer freieren und ungefährlicheren Welt erhalten blieb.

Michel Foucault war einer der Vordenker, die den Geständniszwang und seine immer perfidere Ausdifferenzierung in der Moderne analysierte. Auf dem Weg in die Moderne haben sich die Mechanismen vervielfältigt, die uns manchmal dazu zwingen und zumeist subtil dazu verführen, die Wahrheit über uns und unsere Welt zu sagen. Experten befragen uns mit ausgeklügelten Diagnoseinstrumenten. Medien stellen Räume zur Verfügung, in denen Menschen sich und ihr Schicksal präsentieren „dürfen“ und sich dabei allzu oft gänzlich entblößen. Und nicht zuletzt haben Pädagogik und Psychagogik elaborierte Verfahren entwickelt, um die wirklich wahre Wahrheit über ihre Klienten herauszufinden und sie dadurch noch präziser führen und formen zu können.

Auch wenn diese Linien hier nicht weiter ausgeführt werden können, ist es wichtig mit zu bedenken, dass das Schweigen immer auch Schutzraum war und dass dieses schützende Schweigen immer schon die Mächtigen herausgefordert hat, es zu unterlaufen, es aufzubrechen und das Geheimnis aus Macht- und Kontrollinteressen heraus zu lüften.

Um die ganze Ambivalenz der Situation zu erfassen lohnt es sich, sich an den Entführungsfall von Jakob von Metzler aus dem Jahr 2002 zu erinnern. Im Zuge der Ermittlungen wurde der Entführer Magnus Gäfgen damals von der Polizei mit „körperlichen Schmerzen“ bedroht, sollte er nicht bereit sein, den Verbleib des Jungen preiszugeben. Selbst das weithin nachvollziehbare Motiv führte in der späteren Verhandlung nicht zu einem Freispruch der polizeilich Verantwortlichen. Das Folterverbot, das in Artikel 104 des deutschen Grundgesetzes und in Artikel drei der Europäischen Menschenrechtskonvention verankert ist, wird auch angesichts des Unrechts eines Entführers und der prekären Lage eines unschuldigen Kindes nicht außer Kraft gesetzt.

Es gibt kein Recht, einen Menschen um jeden Preis zum Sprechen zu bringen. Und: Schweigen ist und bleibt als Phänomen uneindeutig und ambivalent. Es ist auch Mittel und Weg, sich der Macht zu entziehen.

Die Lücke

Schließlich kann ein etymologischer Hinweis dieses Plädoyer für das Schweigen ergänzen. Han weist darauf, dass sich das Wort „Glück“ vom mittelhochdeutschen „gelücke“ herleitet. „Das Glück“ und „die Lücke“ hängen eng miteinander zusammen. „Liebe ohne Sehlücke ist Pornografie. Und ohne Wissenslücke verkommt das Denken zum Rechnen“ (Han 2012, S. 11). Engagement und Zielstrebigkeit münden in Machbarkeitswahn, die diagnostische Einschätzung verkommt zur labelnden Festbeschreibung und das einfühlsame Zuhören wird zu Voyeurismus oder Inquisition pervertiert. Dazu passt sehr gut, dass der ehemalige Münsteraner Theologe Johann Baptist Metz die „Unterbrechung“ als „kürzeste Definition von Religion“ bezeichnet hat (Metz 1992, S. 166). Vielleicht geht es ja gar nicht darum alles zu hören, alles zu sagen und jedes Geheimnis zu lüften. Vielleicht geht es ja statt-

dessen um die Unterbrechung der Routine. Nicht immer das Gleiche zu erzählen, nicht immer das Gleiche zu vermeiden, der neue Blick auf alte Geschichten, die Irritation, die neue Facette, das Verstehen des Nie-Gesagten und des Nicht-Sagbaren.

6. Was zu tun bliebe...

Am Ende dieser Überlegungen steht die Frage, welche Konsequenzen sie für die praktische Arbeit im psycho-sozialen Bereich und speziell in der Begleitung von Menschen in ihrer letzten Lebensphase haben. Wozu fordert uns Schweigen heraus? Gibt es eine professionelle Antwort auf das Schweigen?

Anlass zum Sprechen geben

Eine erste Antwort setzt sehr unmittelbar beim „Symptom“ des Schweigens an. Wo Menschen schweigen, dort ist es professionell angezeigt ihnen einen Grund zum Sprechen zu geben, ohne ihnen ihr Recht zu schweigen zu entziehen. Das Wort „Grund“ weist hier einen guten Weg. Es geht darum, das Fundament zu schaffen, dass möglicherweise gesprochen werden kann. Wenn wir signalisieren, dass wir innerlich vorbereitet sind zu hören und wenn wir vor allem glaubwürdig ausstrahlen, dass wir bereit sind nicht zu verurteilen, dann kann das Menschen dazu einladen zu erzählen.

In einem Erziehungsberatungsprozess hat eine Mutter geradezu lehrbuchreif gezeigt, wie das gehen kann. Ich begleitete sie während der Trennung von ihrem Mann. Immer wieder erzählte sie sichtlich erleichtert, dass ihr vierjähriger Sohn das ganze Trennungsgeschehen ohne erkennbare Irritation hinnahm. Als die Eltern ihm sagten, dass sie sich trennen wollten fragte er nach kurzer Zeit, ob er jetzt denn wieder spielen gehen könne. Als er das erste Mal in die neue Wohnung kam, suchte er sich sofort „sein Zimmer“ aus und begann zu planen, wie es denn aussehen solle. Und auch im Alltag gab es keine Tränen, kein Klammern und auch keine anderen sichtbaren Symptome. Im Beratungsprozess erarbeiteten wir, dass es bei einem dermaßen dramatischen Geschehen wie der Trennung der Eltern massive innere Bewegungen geben muss und dass es sinnvoll ist, dieser Dynamik beizeiten Raum zu geben. In der Sitzung nachdem die Mutter mit ihrem Sohn in die neue Wohnung gezogen war, erzählte die Mutter, dass der gesamte Umzug vorbei und der Umzugswagen abgefahren war. Sie ging mit ihrem Sohn die Treppe hoch in den zweiten Stock zu ihrem neuen Zuhause. Da stieß sich der Sohn etwas unglücklich, aber dennoch gänzlich undramatisch am Treppengeländer und begann jämmerlich zu weinen. Die Mutter nahm ihn auf den Arm, setzte sich mit ihm auf die Treppe und fragte nur: „Das tut *alles* ganz schrecklich weh?“ Daraufhin schluchzte der Sohn lang und erzählte dann, wie schrecklich er alles findet und wie sehr er schon jetzt seinen Papa vermisst.

Die Geschichte zeigt, dass es einen Kairos gibt, an dem Menschen (endlich) bereit sind zu sprechen. Dieser Momente ist nicht herbeizuführen! Es ist auch nicht möglich, den Prozess der Selbstöffnung zu beschleunigen. Natürlich ist es gut, durch professionelle Präsenz den Boden zu bereiten. Vor allem geht es aber darum, auf das Unerwartete innerlich vorbereitet zu sein. Wir wissen ganz allgemein, dass psycho-soziale Prozesse nicht kontinuierlich ablaufen, sondern dass Sprungstellen charakteristisch für alle Wachstums- und Entwicklungsprozesse sind. Mit der Nicht-Machbarkeit dieser Schritte umzugehen ist ein ganz zentraler Professionalisierungsschritt. „You can't push a river“, sagte Ruth Cohn, die Begründerin der Themenzentrierten Interaktion, „so you have to trust the process“!

Auf unerträgliche Gefühle vorbereitet sein

Die Geschichte zeigt auch, worauf es inhaltlich vorbereitet zu sein gilt. Wenn ein Mensch sich den wirklich belastenden Bildern seines Lebens zuwendet, dann ist mit heftigen Gefühlen zu rechnen.

Wenn diese Bilder Kriegsbilder sind, dann gilt dies nur umso mehr: Es geht um Todesangst und Folter, um Verstümmelung und Verhungern, es geht um die Peripherie dessen, was Menschen ertragen und was sie anderen zumuten können. Nur wenn wir verkörpern, dass wir die Gefühle, die dabei im Raum stehen, (er-)tragen können, werden sich Menschen uns öffnen. Nur wenn wir ausstrahlen, dass wir wissen, worauf wir uns einlassen und dass wir uns sicher sind, dass wir diese Gefühle aushalten können, werden uns Menschen diese Abgründe auch zumuten. Ein wissendes „das tut *alles* so weh“ kann dann als Einladung genügen.

Insbesondere geht es dabei um zwei Gefühle. In der Folge von Alexander und Margarete Mitscherlichs Buch „Die Unfähigkeit zu trauern“ wurde immer wieder darüber geschrieben, dass in Deutschland aus Angst vor der Wucht der angemessenen Emotionen die notwendigen **Trauerprozesse** kollektiv und individuell vermieden wurden. Aber schon Hannah Arendt schrieb 1950 in ihrem kleinen Band „Besuch in Deutschland“:

„Nirgends wird dieser Alptraum von Zerstörung und Schrecken weniger verspürt und nirgendwo wird weniger darüber gesprochen als in Deutschland. Überall fällt einem auf, dass es keine Reaktion auf das Geschehen gibt, aber es ist schwer zu sagen, ob es sich dabei um eine irgendwie absichtliche Weigerung zu trauern oder um den Ausdruck einer echten Gefühlsunfähigkeit handelt. Inmitten der Ruinen schreiben die Deutschen einander Ansichtskarten von Kirchen und Marktplätzen, den öffentlichen Gebäuden und Brücken, die es gar nicht mehr gibt. Und die Gleichgültigkeit, mit der sie sich durch die Trümmer bewegen, findet ihre Entsprechung darin, dass niemand um die Toten trauert; sie spiegelt sich in der Apathie wider, mit der sie auf das Schicksal der Flüchtlinge in ihrer Mitte reagieren oder vielmehr nicht reagieren. Dieser allgemeine Gefühlsangel, auf jeden Fall aber die offensichtliche Herzlosigkeit, die manchmal mit billiger Rührseligkeit kaschiert wird, ist jedoch nur das auffälligste äußerliche Symptom einer tief verwurzelten, hartnäckigen und gelegentlich brutalen Weigerung, sich dem tatsächlichen Geschehen zu stellen“ (Arendt 1993, S. 24f.)

Bis heute muss es darum gehen, angemessene Formen der Trauer zu finden. Auf der Flucht und nicht mit allen Behaglichkeiten und Sicherheiten eines ungefährdeten Familienheims geboren zu werden, ist tief traurig. Seinen eigenen Vater und seine Herkunft nicht zu kennen, ist ebenso verstörend wie es psychisch destabilisierend ist. Geschwister, Eltern, Kinder, Verwandte verloren zu haben ist in höchstem Grade schmerzhaft und traumatisierend. All das ist vielleicht nie wirklich betrauert worden und damit ein immer weiter wirksames, weil nie integriertes Erbe. An die Trauer der Kriegsgeneration schließt nahtlos die Trauer der Kriegskindergeneration an. Die Trauer darüber, „dass es war, wie es war und dass niemand das ändern kann. Und dass diese Generation unschuldig verstrickt war in ein kollektives Schicksal und darunter gelitten hat“ (Reddemann 2006, S. 8). Und auch die Trauer der dritten Generation, „dass die Täter [...die] Menschlichkeit auch in sich selber zerstört haben und diese Zerstörung intergenerationell zum Teil unserer mentalen Erblast geworden ist“ (Rüsen 2000, S. 82f), gehört zu den Realitäten, denen wir uns heute stellen müssen.

Aus dieser Aufzählung wird deutlich, dass auf die Trauer unserer PatientInnen und KlientInnen vorbereitet zu sein nur bedeuten kann, die Trauer in der eigenen Familiengeschichte zumindest ansatzweise zu kennen, sie anschauen und ertragen zu können. Nur angemerkt sei, dass die Trauer auch in der Maske der Wut begegnen kann. So sind Wut und Jähzorn Symptome, die oft auf eine unbewältigte Kriegsvergangenheit in Familien hinweisen. Fast immer handelt es sich dabei um ohnmächtige Wut,

die als Abwehrreaktion entsteht, wenn die eigene Trauer, Hilflosigkeit und Verzweiflung nicht gespürt und nicht ertragen werden kann.

Das zweite große Gefühl, das beim Blick ins Familienalbum schnell im Raum steht, ist **Schuld**. Ebenso wie bei der Trauer ist es wichtig, sich erst einmal zu vergegenwärtigen, wie viel reale Schuld hier im Raum steht und wie angemessen Schuldgefühle damit sind. Das Erbe auf Seiten der Täter ist neben der real begangenen Schuld das Wegschieben dieser Schuld, das Ralph Giordano als „zweite Schuld“ beschrieben hat. „Es ist eine Schuld zuerst einmal gegenüber den Opfern der Nazi-Herrschaft. Es ist sodann aber auch die Schuld gegenüber den eigenen Kindern und Kindeskindern. ‚Heute, mit der riesigen Erfahrung von vier Jahrzehnten, kann gesagt werden, dass die hartnäckige Verweigerung aus Angst vor Selbstentblößung eine Mehrheit der alten und älteren Generation nach dem Zweiten Weltkrieg weit stärker motiviert hat als das Wohl ihrer Kinder‘“ (Giordano zit. in: Müller-Hohagen 2005, S. 196f). Müller-Hohagen sieht aber noch eine „dritte Schuld“ auf Seiten der nächsten Generation. „So weit wir das Verschweigen, Verdrängen, Verleugnen unserer Vorgängergenerationen fortführen, verharren wir in einer transgenerationalen Komplizenschaft, werden wir selbst zu Urhebern von Gewalt, begehen wir Schuld, und sei es durch Unterlassung“ (Müller-Hohagen 2005, S. 197). Eine problematische, wenig entspannte und oft unrealistische Beziehung zur Schuldthematik hat sich längst verselbstständigt. Quälende Schuldgefühle, die einer realen Grundlage entbehren, die Abwehr eigener Verantwortung und die Verweigerung reale Schuld einzugestehen gehören heute zu den alltäglichen Themen, die in Beratung und Therapie begegnen. Heute geht es darum, aus der Anerkennung der Schuldzusammenhänge wieder ein entspannteres Verhältnis zum Thema Schuld zu finden. „Die Herausforderung besteht m.E. darin zu ertragen, dass es um beides geht, um das Täter- und Opfersein der Eltern- und Großelterngeneration der Kriegskinder, und dass man Leid nicht aufrechnen kann. Man kann es nur beweinen und man kann die beweinen, die gelitten haben“ (Reddemann 2006, S. 8).

Unschärfe ertragen

Ein drittes Stichwort für die professionelle Arbeit ist Ambiguitätstoleranz. Dabei geht es darum, ungeklärte, uneindeutige und widersprüchliche Situationen aushalten zu können. Am Ende von Ulla Hahns Roman „Unschärfe Bilder“ findet sie, die die Konfrontation mit ihrem Vater gesucht hat, um endlich Klarheit zu bekommen, einen Zettel ihres Vaters, auf dem steht „‘Das habe ich getan‘, sagt mein Gedächtnis. ‚Das kann ich nicht getan haben‘ sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich – gibt das Gedächtnis nach“ (Hahn 2005, S. 274). Nicht einmal die erste Generation bekommt nach all den Jahren die Bilder wirklich scharf. Alles was wir heute über Traumatisierungsprozesse wissen, aber auch das psychodynamische Wissen darüber, wie sehr wir darauf angewiesen sind, uns durch Verdrängung von Unerträglichem psychisch stabil zu erhalten, lässt es plausibel erscheinen, dass es dabei wirklich oft um ein Nicht-Können und nicht um eine oberflächliche Verweigerung geht. Erst recht ist die Kinder- und Enkelgeneration nicht in der Lage, Eindeutigkeit in den Bildern zu erzeugen. Einerseits werden viele Fragen, die wir heute an unsere Eltern- und Großelterngeneration haben, an ihren Gräbern nicht mehr beantwortet. Andererseits gibt es aber auch eine tiefe psychisch verankerte Sehnsucht, auf unsere Vorfahren wertschätzend und entschuldigend zu schauen. Welzer, Moller und Tschuggnall haben in ihrem Band „Opa war kein Nazi“ akribisch nachverfolgt, wie tief und wie systematisch dieser Geschichte umschreibende Blick in unseren Familien verankert ist. So bleibt am Ende zwangsläufig ganz oft eine Mischung aus Mythen, Vermutungen, Hinweisen und Emotionen. Wir müssen lernen auszuhalten damit zu leben. Angesichts des aufkeimenden Eifers der dritten und vierten Generation sei gesagt, dass dazu auch gehört, „gerade im Hinblick auf die NS-Zeit Vermutun-

gen nicht für die Wirklichkeit zu halten“ (Müller-Hohagen 2005, S. 143). Ebenso wenig wie die ersehnte Unschuld wird befürchtete Schuld ein eindeutiges Bild ergeben. Je verzweifelter und wütender die Recherche im Familienalbum geführt wird, desto schneller wird sie an ihre Grenzen stoßen, an denen eben wiederum nur Vermutungen und Möglichkeiten stehen und oftmals wenige klare Fakten.

Beim Grauen verweilen

Den Endpunkt dieser Überlegungen soll ein Satz von Hannah Arendt bilden, der wie kein anderer beschreibt, mit welcher Haltung wir bis heute dem NS-Erbe begegnen können, vielleicht auch begegnen müssen: Es geht darum, so Arendt, beim Grauen zu verweilen.

In der Auseinandersetzung mit Überlebenden und ihren Nachkommen stoßen wir immer wieder an die Grenze der prinzipiellen Unsäglichkeit dessen, was während der Shoah geschehen ist. Harald Welzer arbeitet in einem Essay heraus, dass ein Unterschied in der Erinnerung von Tätern und Opfern darin besteht, dass es den Tätern (Welzer illustriert das an den Autobiografien von Rudolf Höß und Albert Speer) eher und zum Teil erschreckend bruchlos gelang, ihre Kriegserinnerungen zu formulieren und sie (neu) zu deuten. Das Erleben der Opfer versinkt dagegen im Schweigen, weil es in unseren gängigen Begriffen und Kategorien schlichtweg nicht zu fassen ist. So schreibt Jean-Francois Lyotard: „Ich kann nicht einmal die Geschichte mehr erzählen. Einzig vermag ich noch zu erzählen, dass ich diese Geschichte nicht mehr erzählen kann“ (Lyotard zit. in: Welzer 1997, S. 123). Das Unsäglichkeits begegnen uns dabei auf unterschiedlichen Ebenen: Die Daten, die der Holocaust produziert hat, sind möglicherweise mit unseren sozialwissenschaftlichen Theorien nicht zu erfassen und das Erleben der Opfer ist in unseren Erzählstrukturen nicht auszudrücken (Welzer 1997, 125). Jean Améry versucht das folgendermaßen zu beschreiben: Wenn etwas „über das bloß Alpträumhafte hinausgehende“ überhaupt bleibt, dann ist es eine tiefe, nicht mehr aufhebbare „Fremdheit in der Welt“ (Améry zit. in: Welzer 1997, S. 126). Wo immer wir in unserer Arbeit mit der Opferseite – nicht nur von Krieg und Gewaltherrschaft – in Berührung kommen, müssen wir damit rechnen, dass die Traumatisierung einen Riss im Leben und Erleben der „Überwältigten“ (Améry 1997) erzeugt hat, der ebenso allgegenwärtig und machtvoll prägend ist, wie er unbeschreiblich und letztlich unverstehbar bleibt.

Gänzlich anders verhält es sich mit dem Erinnern der Täter, das uns, zumindest in den öffentlichen Diskursen, viel weniger stammelnd begegnet. Wo es uns entschuldigend, rechthaberisch und unbelehrbar begegnet, bleibt wohl nur, sich in aller Klarheit zu distanzieren und sich denen aus der nächsten Generation zuzuwenden, die diese Täterseite in der eigenen Familie oftmals existentiell erschreckt, verunsichert oder anekelt. Dennoch in der Nähe der Täter bleiben zu können oder zu wollen ist eine Entscheidung, die Professionelle bewusst treffen müssen. Täterarbeit ist eine – wie ich meine – wichtige Arbeit, die aber nur mit einer großen Entschiedenheit und einer eigenen Professionalität geleistet werden kann.

Schließlich konfrontiert uns die praktische Arbeit damit, dass das Grauen des Krieges sich auch Tätern eingebrannt hat, oder anders formuliert, dass die Unschärfe, die wir in der Erinnerung ertragen müssen, mitten durch die Personen geht, mit denen wir uns beschäftigen. Dieses Grauen ist aus der gerontologischen Arbeit nicht wegzudiskutieren und nur eine neue Spielart des prinzipiellen Dilemmas, Leiden nicht gegeneinander aufrechnen zu dürfen.

Wo immer uns das Grauen begegnet, gibt es das, was die Sozialwissenschaften als „Technologiedefizit“ beschreiben. Wo das Unsäglichkeits und Unsagbare in der Luft liegt, wo Bruchstücke, Erinnerungs-

fetzen und Versuche zu kommunizieren in der Luft liegen und doch immer wieder entgleiten, ist es nicht möglich, „das Richtige“ so zu tun, dass die Situation danach wirklich gänzlich bereinigt wäre.

Möglich ist es allein, beim Grauen zu verweilen und die Menschen, deren Leben dieses Grauen so tief geprägt hat, nicht alleine zu lassen. Beim Grauen zu verweilen ist Dreierlei: Es ist **Zeugenschaft**, die bezeugt, dass das Grauen als Bestandteil des Lebens dieses Menschen wahrgenommen wird. Es ist **Präsenz**, die angesichts des Grauens die letzte mitmenschliche Geste des Dabei-Bleibens nicht verweigert. Und es ist im Sinne Hannah Arendts ein **Offenbleiben für die Mahnung**, dass dieses Grauen Bestandteil unserer Welt und unserer Lebensrealität ist. Dieses Verweilen hat eine Bedeutung „nur für die Erkenntnis politischer Zusammenhänge und die Mobilisierung politischer Leidenschaft“ (Arendt 2014, S. 913). Die Zeit, sich diesem Erbe zu stellen und immer wieder zu ertragen und zu betrauern, dass es ist wie es ist, ist lange noch nicht vorbei.

Literatur

- Améry, Jean (1997). Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Arendt, Hannah (1993). Besuch in Deutschland. Berlin: Rotbuch Verlag.
- Arendt, Hannah (2014). Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. München: Pieper.
- Bode, Sabine (2009). Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brinck, Christine (2006). Gute Scheidung, schlechte Scheidung. In: Süddeutsche Zeitung – Kultur vom 28.01.2006. www.sueddeutsche.de/kultur/trennung-gute-scheidung-schlechte-scheidung-1.892123. Zugriff: 05.04.2013.
- Casagrande, Thomas (2003). Die Volksdeutsche SS-Division ‚Prinz Eugen‘. Die Banater Schwaben und die Nationalsozialistischen Kriegsverbrechen. Frankfurt: Campus.
- Der Bettelmusikant (1978). Hrsg. von P. Reinhold Brumberger, Claus Scheifele und Karl Maderner. Bonn-Bad Godesberg: Voggenreiter.
- Ermann, Michael (2009). Wir Kriegskinder. In: Blickpunkt EFL-Beratung. 22/April 2009. S. 6-17.
- Freud, Sigmund (1913). Totem und Tabu. In: Sigmund Freud (2000). Studienausgabe. Band IX: Fragen der Gesellschaft. Ursprünge der Religion. FfM: Fischer. S. 287-444.
- Funcke, Dorett (2012). „Ich will wissen, wer er ist“. Geheimnisse und Nichtwissen im Leben von Spendersamenkindern. In: Familiendynamik. 37. Jg. Heft 3/2012. S. 168-177.
- Goltermann, Svenja (2009). Die Gesellschaft der Überlebenden: Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Hahn, Ulla (2005). Unscharfe Bilder. München: dtv.
- Han, Byung-Chul (2012). Transparenzgesellschaft. Berlin: Matthes & Seitz.
- Hutter, Christoph (2012). Trennung und Scheidung aus Sicht der Kinder. http://www.isi-hamburg.org/download/0_2012-02-16%20Material-Hutter_Trennung%20und%20Scheidung%20aus%20Sicht%20der%20Kinder.pdf.
- Hutter, Christoph (2013). Gesellschaftliche Folgen von Trennung und Scheidung. <http://eflebera-tung.wdss.de/fix/files/910/doc/Gesellschaftliche%20Folgen%20von%20Trennung%20und%20Scheidung.pdf>.
- Kegel, Bernhard (2009). Epigenetik. Wie Erfahrungen vererbt werden. Köln: Dumont.

- Klee, Ernst (2005). Persilscheine und falsche Pässe. Wie die Kirchen den Nazis halfen. FfM: Fischer.
- Koall, Rober (2014). Offener Brief an die Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff als Antwort auf ihre Dresdner Rede vom 2. März 2014. www.staatsschauspiel-dresden.de/download/18987/offener_brief_von_robert_koall.pdf. Zugriff: 10.04.2014.
- Lewitscharoff, Sibylle (2014). Dresdner Reden 2014. „Von der Machbarkeit. Die wissenschaftliche Bestimmung über Geburt und Tod“. www.staatsschauspiel-dresden.de/download/18986/dresdner_rede_sibylle_lewitscharoff_final.pdf. Zugriff: 10.04.2014.
- Marks, Stephan (2011). Scham – die tabuisierte Emotion. Osterfildern: Patmos.
- Marquardt, Elizabeth (2005). *Between two Worlds. The inner Lives of Children of Divorce*. New York: Crown Publishers.
- Metz, Johann Baptist (1992). Glaube in Geschichte und Gesellschaft. Studien zu einer praktischen Fundamentaltheologie. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag.
- Mühl, Melanie (2011). Die Patchwork-Lüge. Eine Streitschrift. München: Hanser.
- Müller-Hohagen, Jürgen (2005). Verleugnet, verdrängt, verschwiegen. Seelische Nachwirkungen der NS-Zeit und Wege zu ihrer Überwindung. München: Kösel.
- Picaper, Jean-Paul & Ludwig Norz (2005). Die Kinder der Schande: Das tragische Schicksal deutscher Besatzungskinder in Frankreich. München: Piper.
- Reddemann, Luise (2006). Wie wirken sich dissoziierende Eltern auf ihre Kinder aus. www.luise-reddemann.info/pages/mainLiteratur.htm. Zugriff: 15.12.2013.
- Rosenthal, Gabriele & Christine Müller (1999). Die Übertragung der Schuld an die Enkel: Die Familie Sonntag. In: Gabriele Rosenthal (Hg.). *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Gießen: Edition psychosozial. S. 357-376.
- Rosenthal, Gabriele (1999). *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Gießen: Edition psychosozial.
- Rösen, Jörn (2000). Holocaust-Erfahrung und deutsche Identität – historische Überlegungen zum Generationswandel im Umgang mit der Vergangenheit. In: Opher-Cohn, Liliane, Johannes Pfäfflin, Bernd Sonntag, Bernd Klose & Peter Pogany-Wnendt (Hg.) (2000). *Das Ende der Sprachlosigkeit? Auswirkungen traumatischer Holocaust-Erfahrungen über mehrere Generationen*. Gießen: Edition psychosozial. S. 71-83.
- Schneider, Franka (1998). Ehen in Beratung. In: Annette Kaminsky (Hg.). *Heimkehr 1948. Geschichte und Schicksal deutscher Kriegsgefangener*. München: Beck. S. 192-216.
- Spenderkinder.de (2014). www.spenderkinder.de. Zugriff: 10.04.2014.
- Teege, Jennifer (2013). *Amon. Mein Großvater hätte mich erschossen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Wallerstein, Judith S. , Julia M. Lewis & Sandra Blakeslee (2002). *Scheidungsfolgen – Die Kinder tragen die Last. Eine Langzeitstudie über 25 Jahre*. Münster: Votum.
- Welzer, Harald (1997). *Verweilen beim Grauen. Essays zum wissenschaftlichen Umgang mit dem Holocaust*. Tübingen: edition diskord.
- Welzer, Harald, Sabine Moller & Karoline Tschuggnall (2002). „Opa war kein Nazi“. *Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. FfM: Fischer.
- Wyrobnik, Irit (2005). *Famliengedächtnis und Holocaust – in Literatur und Familiengespräch*. In: *Famliendynamik*. 30. Jg. Heft 4/2005. Stuttgart: Klett-Cotta. S. 225-352.